Thema: Philosophie und Drittmittel

Der Trend, Wissenschaft immer stärker projektbezogen und durch Drittmittel statt aus dem laufenden Haushalt der Hochschulen und Forschungsinstitute zu finanzieren, macht auch vor dem Philosophiebetrieb nicht halt.
Das Thema unserer aktuellen Ausgabe sind Erfahrungen mit Drittmittelfinanzierung, aber auch grundsätzliche Fragen dazu, ob und wie sich der Trend zur Fremdfinanzierung universitärer Forschung rechtfertigen lässt, und welche neuen Freiheiten und welche neuen Zwänge sie mit sich bringt. (mw)

ISSN (Online) 2364-8007
Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Philosophie e.V.
Winter 2015
Nr. 30

Im Sog der Drittmittel

Leitartikel

Prof. Dr. Dr. h.c. Dominik Perler

Drittmittelprojekte haben in den letzten Jahren eine Sogwirkung entwickelt. Man wird an deutschen Universitäten – aber auch vielerorts außerhalb von Deutschland – von ihnen mitgerissen, ob man nun will oder nicht, und kann sich ihnen nicht entziehen. Wie in jedem Sog mag man auch hier noch so sehr strampeln und sich wehren, man steckt trotzdem darin fest. Sei man nun Doktorand oder Professorin, Antragsteller oder Gutachterin – in irgendeiner Rolle werden wir alle erfasst.

Doch wie wirkt sich dieser Sog auf den akademischen Alltag aus? Die Antwort scheint auf der Hand zu liegen. Einerseits ist er ein positiver Sog, ja geradezu ein warmer Geldstrom, der neue Stellen finanziert, aber auch Promotionsstipendien und Forschungssemester. Kaum jemand weigert sich, in diesem warmen Strom zu baden, vor allem, wenn die Bäche der Grundfinanzierung immer mehr austrocknen. Andererseits ist er auch ein negativer Sog, der Zeit und Energie verschlingt, die in Berichte und Evaluationen investiert werden müssen. Jeder, der über Antragsformularen und Tabellen brütet, verdammt ihn. So entwickeln wir gegenüber Drittmittelprojekten eine ambivalente Haltung: Wir lieben und hassen sie.

Je nach Temperament, aber auch je nach individueller Situation verstärkt sich die Liebe oder der Hass. Wer sich gerade in das ersehnte Forschungssemester zurückziehen kann, ist sicherlich voll des Lobes für die zusätzlichen Freiräume. Wer hingegen wegen des anstehenden Verlängerungsantrags von einer Sitzung zur nächsten rennt, lässt wohl kaum ein gutes Haar an der Drittmittelmanie. Daran ist nichts auszusetzen. Doch gelegentlich geraten angesichts der individuellen Einschätzung einige längerfristige Entwicklungen aus dem Blick, die das Fach Philosophie insgesamt betreffen. Auf drei Entwicklungen und die damit verbundenen Probleme möchte ich hinweisen.

1 Die erste Entwicklung betrifft die Ausrichtung der Drittmittelprojekte. Wer heute ein Projekt beantragt, darf nicht versäumen, auf den interdisziplinären Charakter hinzuweisen. »Interdisziplinarität« ist zu einem Zauberwort geworden, das für alles Positive steht: Innovation, Methodenvielfalt, Überwindung von Fachgrenzen, Aufbrechen von Forschungstraditionen. Häufig wird die Interdisziplinarität bei der Bewertung von Anträgen sogar ausdrücklich als Qualitätskriterium genannt – je interdisziplinärer, desto besser. Dies führt natürlich dazu, dass sich Philosophinnen und Philosophen aus rein taktischen Gründen Partner aus anderen Fächern suchen, um bei der Antragstellung möglichst erfolgreich zu sein. Vor allem bei größeren Anträgen (z.B. für Exzellenzcluster, Graduiertenschulen und Sonderforschungsbereiche) ist die interdisziplinäre Ausrichtung geradezu Pflicht. Dies hat allerdings zur Folge, dass sich die Philosophie immer mehr aufspaltet: Die antike Philosophie verbündet sich mit den Altertumswissenschaften, die politische Philosophie mit den Sozialwissenschaften, die Philosophie des Geistes mit den Kognitionswissenschaften usw. Wer dann in einem größeren

Inhalt

Thema: Philosophie und Drittmittel 1–12
... Im Sog der Drittmittel 1–3
... Spiel und Antragfortsetzungszwang 3–5
... Zurück zur Isosthenie! ..... 6 f.
... Ein Weg zur Teamforschung 8–12
Bericht: AGphE-Tagung 2015 ..... 13 f.
Impressum 4

Drittmittelprojekt mitarbeitet, begegnet mehr Vertretern anderer Fächer als der Philosophie. Dies mag anregend sein, hat aber zur Konsequenz, dass kaum mehr eine Zusammenarbeit innerhalb der Philosophie stattfindet. Wann sollte etwa eine politische Philosophin in einem sozialwissenschaftlichen Sonderforschungsbereich die Gelegenheit haben, sich mit antiken Texten zu beschäftigen? Oder wie sollte ein Philosoph des Geistes in einem kognitionswissenschaftlichen Graduiertenkolleg auf Probleme der Metaphysik aufmerksam werden, selbst wenn diese Probleme für ihn unmittelbar relevant sind? Überspitzt ausgedrückt: Die Fixierung auf Interdisziplinarität versperrt den Blick auf das eigene Fach. Entsprechend werden die Methodenvielfalt und die unterschiedlichen Forschungstraditionen im eigenen Fach kaum mehr berücksichtigt.

Hier sehe ich eine Gefahr der großen Forschungsverbünde, und zwar nicht nur für einzelne Personen, sondern für das ganze Fach Philosophie. Wenn es nicht einfach zu einem »Zulieferdienst« für andere Fächer werden soll, muss die Intradisziplinarität gestärkt werden. Das heißt konkret: Philosophen des Geistes sollten sich mit Metaphysikerinnen zusammensetzen, systematisch arbeitende Philosophinnen mit Philosophiehistorikern. Nur so werden sie im eigenen Fach herausgefordert, und nur so werden sie auf genuin philosophische Probleme aufmerksam, die für ihr eigenes Forschungsgebiet relevant sind. Dies gelingt kaum in großen Drittmittelprojekten, sondern in kleinen Gruppen. Daher ist es zweifelhaft, ob diese Projekte tatsächlich die geeigneten Formate für innovative Forschung sind. Ganz im Gegenteil: Die interdisziplinäre Ausrichtung, die den Blick auf die Nachbardisziplinen lenkt, kann zu einer Verengung der philosophischen Perspektive führen.

2 Eine zweite Entwicklung ist eng damit verbunden. Die Mitarbeit in Drittmittelprojekten beansprucht im akademischen Alltag viel Zeit und Energie. So finden regelmäßig Kolloquien, Workshops und andere Veranstaltungen statt, meistens in Zusammenarbeit mit anderen Fächern. Die Folge ist natürlich, dass kaum mehr Zeit für den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen im eigenen Fach bleibt. So kann man kaum mehr am Institutskolloquium teilnehmen, weil man in derselben Woche schon ein Kolloquium des Sonderforschungsbereichs und einen Workshop des Graduiertenkollegs besucht. Diese nach außen orientierte Betriebsamkeit führt nicht nur dazu, dass der Kontakt zu den Kolleginnen und Kollegen im eigenen Fach abnimmt (man sieht sie noch auf Institutsratssitzungen, wo es um administrative Dinge geht), sondern sie schwächt auch die Institute. Sie sind nicht mehr der Ort des Gesprächs, der intellektuellen Anregung und vielleicht auch des produktiven Streits, sondern nur noch Verwaltungseinheiten, die für den Lehrbetrieb zuständig sind. Wiederum überspitzt ausgedrückt: Die Institute erodieren. Wie ein Blick auf die intellektuellen Zentren in angelsächsischen Ländern zeigt, sind aber gerade starke »Departments« wichtig, um das fachliche Gespräch voranzutreiben, auch, um verschiedene philosophische Positionen aufeinanderprallen zu lassen. Natürlich sind sie zudem auch erforderlich, um eine Methodendiskussion innerhalb der Philosophie zu entfachen. Daher ist es höchst problematisch, die Institute zugunsten von Drittmittelverbünden zu schwächen.

3 Eine dritte Entwicklung betrifft schließlich die personelle Struktur der Institute. Wir haben uns in den letzten Jahren so sehr daran gewöhnt, von Drittmittelprojekten zu leben, dass es normal geworden ist, Personal einzustellen, das

Im Jahre 2013 gaben die deutschen Hochschulen im Fach Philosophie **95,1 Mio. €** aus (2002: 56,1 Mio. €) und nahmen davon **27,2 Mio. €** aus Drittmitteln ein (2002: 7,21 Mio. €). Der Anteil der Drittmittelfinanzierung hat sich damit von ca. **13 %** auf ca. **29 %** binnen etwas über einem Jahrzehnt **mehr als verdoppelt.**

(Quelle: Statistisches Bundesamt) *(mw)*

nach wenigen Jahren schon wieder auf die Straße gestellt wird, und zwar ganz unabhängig von der geleisteten Arbeit. Drittmittelverträge sind bekanntlich befristet. Dies führt dazu, dass wir in der Philosophie immer mehr »Wanderarbeiter« haben, die von einer Universität zur nächsten ziehen, um den nächsten Vertrag zu bekommen. Dies ist nicht nur für Betroffene eine sehr schwierige und belastende Situation. Auch für die Institute ist es eine Zumutung, wenn sie keine längerfristige Perspektive anbieten und keine Anreize für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schaffen können. Warum sollten diese sich in einem Institut engagieren, wenn sie in zwei, drei Jahren ohnehin nicht mehr dazu gehören? Warum sollten sie sich generell als Teil einer »Community« verstehen, wenn sie gleichsam auf der Durchreise sind? Die Identifikation mit einem Institut entsteht erst, wenn es eine Aussicht auf längerfristige Beschäftigung gibt. So sollten etwa Juniorprofessuren, die im Rahmen von Drittmittelprojekten eingerichtet werden, mit einem »Tenure-Track« ausgestattet und in die längerfristige Institutsplanung einbezogen werden; Mittelgeber sollten mit Universitäten aushandeln, welche und wie viele Stellen verstetigt werden. Nur so lässt sich vermeiden, dass der warme Geldstrom für die Betroffenen ebenso wie für die Institute nach kurzer Zeit zur kalten Dusche wird.

Was kann man also tun, wenn man mitten im Sog der Drittmittelprojekte steckt? Vielleicht nicht nur mitschwimmen, aber auch nicht nur jammern, sondern die Richtung mitbestimmen: Intradisziplinarität verteidigen und hartnäckig längerfristige Verträge aushandeln.

Dominik Perler ist Professor für Theoretische Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin und Präsident der DGPhil.

Spiel-Lust und Antragschreibenfortsetzungszwang

Philosophie und Drittmittel: Eine Stellungnahme

Prof. Dr. Sybille Krämer

Das intellektuelle Vermögen, jenseits aller Betriebsamkeit über grundsätzliche Fragen nachzudenken, und das rhetorische Vermögen, ein Forschungsvorhaben als einen – möglichst erfolgreichen – Drittmittelantrag zu artikulieren, scheinen einander zu opponieren: Bilden Philosophie und Drittmitteleinwerbung nicht Kontrahenten in einem Nullsummenspiel, bei dem die Zeit für das eine nur auf Kosten der Zeit für das andere gehen kann?

Die Dilemmata zu marginalisieren, mit denen alle kämpfen, die als Philosophinnen und Philosophen in drittmittelgeförderter Forschung engagiert sind, wäre unklug, denn diese Dilemmata gibt es zuhauf: Es ist ja nicht nur die für Drittmittelanträge aufgewendete Zeit, die für das Aufsatz- und Bücherschreiben – und übrigens auch für das Lesen – dann fehlt. Es ist auch nicht nur diese Logik des »Antragschreibenfortsetzungszwanges«, die aus Verantwortung gegenüber drittmittelgeförderten Docs und Postdocs das Auslaufen einer Phase mit dem Neuantrag für eine nächste Phase verbindet. Es ist vielmehr auch die »aufreibende« emotionale Einbindung ins »riskante Spiel der Drittmittelförderungentscheidungen«, in dem es gilt, beim »Verlieren« Frustrationstoleranz zu zeigen und Förderentscheidungen nicht als Fallbeil über persönliche Forschungskompetenz zu verarbeiten. Wer wollte den Druck verleugnen, der entsteht, wenn die Verbindung zwischen energieabsorbierender Antragsarbeit und gelassener Muße zum philosophischen Denken durch präsidiale Zielvereinbarungen immer dünner gerät oder gar zu reißen droht? Kann in drittmittelgeförderten Forschungsbereichen überhaupt entwickelt werden, was nicht dem Mainstream der Forschung genügt oder besser: gehorcht?

Keine Frage: Das Verhältnis von Drittmittelforschung und Philosophie ist ambivalent. Doch wo es Ambivalenz gibt, sind mindestens *zwei* Dimensionen im Spiel. Daher bildet die Reihe der angedeuteten Schwierigkeiten nur einen unvollständi-

gen Teil der Geschichte.
So möchte ich in der Perspektive meiner persönlichen Erfahrungen etwas zu der anderen, der inspirierenden Seite philosophischer Drittmittelforschung sagen, wohl wissend, dass dies eben nur die *eine* Seite ist. Ich kann rundweg sagen: Ein Gutteil der Erkenntnisse, die heute das Grundgerüst meiner philosophischen Einsichten bilden, verdanke ich Impulsen im Rahmen von Drittmittelaktivitäten. Aufs Ganze gesehen haben diese die Fortentwicklung meiner Erkenntnisse beflügelt und nicht etwa beschnitten. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit in Forschungsverbünden hat mich für konkret aufzuklärende Sachlagen hellhörig gemacht, die der philosophieinternen Aufmerksamkeit oftmals entgehen. Dazu (und dies ist eine kleine Auswahl!) sieben auf ganz unterschiedlichen Ebenen angesiedelte Aspekte:

1 *Mehr als »Antragsrhetorik«:* Der Zwang, philosophisches Forschen im Rahmen eines Antrages so klar zu artikulieren, dass seine Bedeutung bzw. Relevanz auch für jene (Gutachter, Mitantragsteller etc.) nachvollziehbar wird, die nicht intime Kenner des Feldes sind, trägt zur Klärung eigener Forschungsziele bei. Den »Anderen«, der den eigenen methodischen oder inhaltlichen Standpunkt *nicht* teilt, gleichwohl als jemanden zu imaginieren, der dem eigenen Ansatz Anerkennung zollen sollte, ist eine Übung, die *jedem* und nicht nur dem antragsbedingten philosophischen Schreiben zugute kommt. Philosophische Drittmittelanträge sind das gar nicht so ferne Echo des sokratischen Ideals, die anzusprechen, die nicht schon zum inneren Kreis einer Fachgemeinschaft gehören, und diese gleichwohl überzeugen zu können.

2 *Interdisziplinarität als Potenzial:* Es schadet nicht, wenn sich die auf Begriffsarbeit zentrierte »Lehnstuhlphilosophie« damit auseinandersetzt, inwieweit ihre Begriffe geeignet sind, Phänomene, die die Einzelwissenschaften als zu untersuchende Gegenstände identifizieren, ihrerseits zu beschreiben und zu verstehen. Dies lässt nicht nur – von den kooperierenden Disziplinen gerne aufgenommene – neue Seiten am Phänomen hervortreten; sondern dies verändert zugleich die Konturen der eigenen philosophischen Begriffe. Philosophen leisten also nicht nur eine wichtige »Zuarbeit« in der interdisziplinären Phänomenerforschung, sondern verändern und schärfen eben dadurch das eigene Begriffspotenzial. Es ist ein Geben und ein Nehmen. Anders habe ich jedenfalls Interdisziplinarität nicht erfahren.
Ein Beispiel aus dem Exzellenzcluster »Topoi«, das die Rolle betrifft, die traditionelle Philosophien für die Aufklärung über zeitgenössische Probleme spielen können: Es ist aufschlussreich zu zeigen, dass und wie Platon in seinen Dialogen diagrammatische Verfahren »aufruft«, die vom Einsichtspotenzial des Umgangs mit sinnlich sichtbaren räumlichen Strukturen handeln (Liniengleichnis, Dihairesis-Verfahren, Erwerb mathematischer Erkenntnisse durch den ungebildeten Sklavenjungen etc.). So eröffnen sich Einsichten über den produktiven Charakter epistemischer Visualisierungen, die das Urteil vom »sinnenfernen Platonismus« relativieren.
Ein Beispiel aus dem interdisziplinären «Forschungsprojekt zur Zeugenschaft«: Unversöhnlich scheinen die zwei »Lager« philosophischer Zeugnisreflexion zwischen Agambens und Derridas dramatisierender Orientierung am Opferzeugen einerseits und der in der Analytischen Philosophie nüchtern praktizierten Analyse des Alltagsphänomens eines »Wissen durch die Worte anderer« andererseits. Es war gerade die Zusammenarbeit mit Kulturwissenschaftlern in diesem Projekt, die die Augen für die Notwendigkeit öffnete, einen Ansatz in der philosophischen Konzeption des Zeugnisses zu entwickeln, der beide Seiten einzubeziehen, also Ethik und Episteme der Zeugenschaft zu verbinden erlaubt.

3 *Die Entdeckung der »blinden Flecken«:* Forschungsverbünde weiten nicht nur den Horizont potenzieller Erkenntnisfragen, sondern sind Anstöße zu selbstkritischer Reflexion: Sie lassen die eigenen »blinden Flecken« zutage treten.
Ein Beispiel aus dem Sonderforschungsbereich »Kulturen des Performativen«: Während philosophisch die Idee des Performativen im Sinne von Austin, Searle und Habermas sprechakttheoretisch rekonstruiert wird, unter Nichtberücksichtigung der theaterwissenschaftlichen und

Impressum

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Philosophie; ISSN (Online) 2364-8007

Kontakt: DGPhil-Geschäftsstelle, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Philosophie, 07737 Jena
geschaeftsstelle@dgphil.de
http://www.dgphil.de

V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Andrea M. Esser (ae)
Redaktion: Dr. Matthias Warkus (mw)
Satz: Matthias Warkus mit Scribus 1.5.1
Bildnachweis: S. 7: gemeinfrei/Zenodot Verlagsgesellschaft; S. 10: Wo st 01/Wikimedia Commons/CC-BY-SA-3.0-DE

Die Mitgliederstatistik aus der Geschäftsstelle entfällt in dieser Ausgabe, stattdessen lesen Sie in der Ausgabe 1/2016 den ausführlichen Jahresbericht über das Jahr 2015.

kunsttheoretischen Bestimmung im Umkreis der »performance« als Kunstform, hat eben deren Einbeziehung im Rahmen eines SFB das philosophische Konzept des Performativen neu konturiert, indem Performanz nicht alleine ein Sprachphänomen bleibt, sondern einen elementaren Akt von Wahrnehmbarmachen (sprachlich oder nichtsprachlich) verkörpert.
Beispiel Forschergruppe »Bild Schrift Zahl«: In dieser Zusammenarbeit wurde klar, dass die Schrift eben nicht nur aufgeschriebene Sprache ist, sondern diskursive und ikonische Aspekte synthetisiert: Erst ein lautsprachenneutrales Schriftkonzept kann das Handlungspotenzial von Notationssystemen frei legen, von dem die mathematische, logische, naturwissenschaftliche Formalisierung ebenso zehrt wie Partituren und Choreographien und nicht zuletzt jedwede Programmierung. Das wiederum war für andere Disziplinen eine aufschlussreiche und anschließbare Perspektive (Konzept der »Schriftbildlichkeit«).

4 *Spiel-Lust als Forschungsantrieb?* Wenn das »Drittmittelgeschäft« auch als ein Spiel angesehen wird, hilft diese Einstellung zur angemessenen Distanz, um mit den von zufälligen Zügen niemals vollständig freien Förderentscheidungen umzugehen – übrigens auch im positiven Falle! Seien wir ehrlich: Eine nicht unwesentliche Triebkraft in der Beteiligung am »Antragsspiel« ist diese Lust an der immer auch spielerisch-riskanten Selbsterprobung. Beeindruckende Leistungen werden nicht selten erbracht, indem wir uns als Teilnehmer eines Spiels imaginieren. Unser Energiereservoir kann durch Gebrauch erhöht werden: An Spielen teilzunehmen setzt nicht nur Energien frei, sondern *baut diese auf.*

5 *Die »Ungerechtigkeit des Zufalls« verkraften:* Wenn über mehrere Anträge angesichts eines fixierten Geldtopfes zu entscheiden ist, dann ist die größtmögliche Objektivität dieser Entscheidung auf Seiten der eindeutig positiv und der eindeutig negativ evaluierten Anträge gegeben. Doch im mittleren Feld wird es problematisch: Dort befindet sich irgendwo die rote Linie, an der das zu verteilende Geld endet und zwischen »Ja« und »Nein« fallbeilartig entscheidet. Für die Anträge, die unmittelbar vor der roten Linie und diejenigen, die hinter ihr platziert sind, muss dann konzediert werden, dass kleinste und immer auch zufällige Abweichungen den Ausschlag für eine Entscheidung geben, die im Prinzip *auch anders hätte ausfallen können.* Das ist bitter – für Antragerinnen wie übrigens auch für Entscheider. Hinzu kommt noch eine wichtige Tendenz: Der exorbitanten Zunahme der Anträge (etwa an die DFG), verbunden mit dem Gestus, dann auch noch jeweils Maximalsummen zu beantragen, entspricht keine exorbitante Steigerung der Fördergelder. Ergo: Die Ablehnungsquoten steigen, und dies betrifft zunehmend auch die von Gutachtern positiv evaluierten Anträge. Gerade deshalb ist auf Seiten der Antragsteller persönliche Distanz gegenüber dem Drittmittelbewerbungsspiel angesagt. Für NachwuchswissenschaftlerInnen mit Familie allerdings, denen eine negative Förderentscheidung die Existenzgrundlage entzieht, ist diese »Nimm-es-wie-ein-Spiel-Einstellung« nicht frei von zynischen Aspekten.

6 *Forschungsgelder helfen der Philosophie:* Es ist so banal wie wahr: Kaum eine Philosophie kommt auf die Dauer ohne den immer auch teuren internationalen Austausch aus. Kaum ein Verlag, der nicht – gerade bei den noch unbekannten Nachwuchswissenschaftlern – Druckkostenzuschüsse verlangt. Und wenn das »Kapital« der Geisteswissenschaften Zeit und nicht Geld ist, dann brauchen jene Forschungskollegs, die forschungszeitspendende Fellowships vergeben, just dafür ziemlich viel Geld. Kurzum: Wer heute das Gefühl hat, er möchte in der vorderen Reihe der Forschenden stehen, wie für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses etwas tun, kommt gar nicht umhin, dafür auch Geld einzuwerben. Gleichwohl sollte die Freiheit, in Muße und Zurückgezogenheit jenseits von Drittmittelzwängen zu philosophieren, als *Option* einer persönlichen temporären Entscheidung, nicht verspielt werden. Dass dieser Freiheit allerdings für alle, die sich auf eine akademische Rolle, für die sie immerhin bezahlt werden, eingelassen haben, Grenzen gesetzt sind ist ebenso klar.

7 *Unauflösbare Sprachprobleme:* Im European Research Council in Brüssel zeigt sich untrüglich, dass diejenigen einen Vorteil haben, die in ihrer persönlichen mündlichen Präsentation vor dem internationalen Auswahl-Panel im Englischen eloquent und versiert sind. Eine Konsequenz wäre, zu fordern, dass mehr englischsprachige Lehre und Forschung an deutschen Unis realisiert wird, und schon jetzt sind die meisten »großen« Konferenzen in Deutschland englischsprachig. Und doch nistet – wer von den Philosophierenden würde dies nicht so empfinden? – darin ein unauflösbares Sprach-Dilemma: Der Verlust des Deutschen als »Sprache der Philosophie« und der Wissenschaften scheint unumkehrbar und gleichwohl extrem schmerzlich. Eine gute Lösung dafür sehe ich nicht.

Sybille Krämer ist Professorin für Sprach- und Medienphilosophie sowie Erkenntnistheorie an der Freien Universität Berlin.

Zurück zur Isosthenie!

Pyrrhon und die Bewertung von Drittmitteln

Prof. Dr. Lambert Wiesing

Die Frage »Wie produktiv wirken Drittmittelprojekte auf die Philosophische Forschung?« lässt sich auf zwei Weisen verstehen. Da ist die Lesart, die nach der Produktivität der Projekte selbst fragt, also danach, wie effektiv, wie gewinnbringend und erfolgreich Drittmittelprojekte für die philosophische Arbeit sind. Versteht man die Frage in diesem Sinne, so dürfte die Antwort leicht fallen: Durch Drittmittelprojekte ermöglichte philosophische Erträge und Erkenntnisse unterscheiden sich nicht von denen, die durch den Etat einer Universität oder sonstige Gelder ermöglicht wurden. Genesis und Geltung sind eben getrennt. Schaut man sich diesbezüglich die Ergebnisse von Drittmittelprojekten an, so ist man mit dem üblichen Spektrum konfrontiert, das akademische, philosophische Arbeiten zu bieten haben: Es reicht von bleibenden Einsichten bis hin zu modischen Banalitäten. Beides wurde schon mit Drittmitteln gefördert.

Bemerkenswerter scheint eine andere Lesart der Frage zu sein, die nicht nach der Produktivität der Projekte selbst, sondern nach der der Antragsteller von Drittmittelprojekten fragt. Dann geht es darum, wie effektiv und wie gewinnbringend das Stellen eines Drittmittelantrages für die philosophische Arbeit des Antragstellers ist. Aus dieser Perspektive dürfte wohl der entscheidende Punkt sein, dass das Entwerfen eines Forschungsprojektes für den Antragsteller unstrittigerweise ausgesprochen zeitaufwendig ist. Da die Erfolgsaussichten eines Drittmittelantrages derzeit je nach Geldgeber bei etwa 15 bis 30 % liegen, müssen im Durchschnitt etwa vier bis sieben Anträge von einem Antragsteller geschrieben werden, um nur einen davon bewilligt zu bekommen. Möchte man also beurteilen, ob es sinnvoll ist, dass sich etwa Professoren am Schreiben von Drittmittelanträgen beteiligen, dann gilt es in Betracht zu ziehen, welche Arbeit aufgrund des Schreibens von ihnen nicht gemacht wird. Das Stellen eines Antrages und die Durchführung eines bewilligten Projektes kostet nicht nur Zeit, sondern auch Konzentration und Kraft, die nicht für die eigene Forschung, nicht für die Lehre, nicht für die Selbstverwaltung, nicht für die Betreuung von Studierenden und – in der Philosophie ganz wichtig – nicht für das Lesen dicker Bücher zur Verfügung stehen. Alle diese Bereiche leiden durch ein Engagement in Drittmittelprojekten; was nun keineswegs heißt, dass ein Antragsteller nicht trotzdem gute Gründe haben kann, ein Projekt zu entwerfen, und dass das Projekt sich trotzdem für seine Produktivität als höchst sinnvoll herausstellt – und genau da scheint man bei dem alles entscheidenden Problem zu sein, wenn es um die Bewertung der Produktivität von Drittmittelforschung geht: Wer soll darüber entscheiden, ob es in einem Einzelfall wirklich sinnvoll ist, dass jemand einen Drittmittelantrag schreibt? So entscheidend diese Frage ist, so eindeutig ist auch zumindest unter Wissenschaftlern die Antwort: Ausschließlich der Antragsteller selbst, und dies ohne jeden äußeren Zwang. Das gehört zur Autonomie des Hochschullehrers. Doch so eindeutig die Antwort ist, so weit entfernt davon ist die Wirklichkeit an Universitäten. Wenn es um die Produktivität der Drittmittelforschung in der Philosophie geht, dann geht es letztlich um die Frage, ob sie aus freien Stücken erfolgt oder auf Druck von außen, etwa durch die Universität, durch prekäre Beschäftigungsverhältnisse, durch Verschiebung von Berufungskriterien oder durch erpresserische Situationen in Berufungsverhandlungen. Dies scheint in zunehmenden Maße das Problem zu sein: Antragsteller entscheiden sich immer häufiger nur noch bedingt freiwillig dazu, ein Drittmittelprojekt zu entwerfen; sie werden regelrecht gedrängt, wenn nicht gar gezwungen: Insbesondere bei Erst- und Neuberufungen kommt es zu einem – durch erfolgsabhängige Gehaltzulagen materiell und durch Erwartungen psychologisch – belastenden Druck, Drittmittelprojekte entwerfen zu müssen.

Es ist eigenwillig, doch in dieser Situation kann es helfen sich an Pyrrhon zu erinnern. Die Parallele liegt auf der Hand: Was Pyrrhon in erkenntnistheoretischen und ethischen Fragen wollte, entspricht ziemlich genau dem, was heute im Umgang mit Drittmitteln immer notwendiger wird: *Epoché*, die Enthaltung von der prinzipiellen, kategorischen, positiven Bewertung. Drittmittel können philosophisch produktiv sein, doch sie müssen es nicht, man weiß es nicht kategorisch! Sie können auch katastrophale Folgen haben: sei es durch eine Verschlechterung der Lehre, sei

es durch ein Verzetteln des Antragstellers aufgrund der Arbeit an zu vielen Baustellen. Um Universitäten in ihrer Berufungspolitik etwas mehr dazu zu bringen, dass man sich in der Bewertung von Drittmittelprojekten einer prinzipiellen Meinung enthält, ist der von Pyrrhon vorgeschlagene Weg keineswegs der schlechteste. Pyrrhon hat bekanntlich darauf hingewiesen, dass die Entmachtung einer herrschenden, dogmatischen Position sich kaum dadurch erreichen lässt, dass man sich dieser gegenüber tolerant, abwägend oder meinungsneutral verhält. Will man die Berechtigung einer Meinung in Zweifel ziehen, gilt es die gegenteilige Meinung zu verteidigen – nicht etwa, weil man die gegenteilige Meinung richtig fände, sondern weil man nur durch eine *Isosthenie* der Meinungen erreicht, dass kein Dogmatismus seinen einseitigen Unsinn treibt. Genau deshalb wird es Zeit – jedenfalls dann, wenn man nicht möchte, dass Drittmittelprojekte zu einem Maßstab für philosophische Produktivität werden und dass Drittmittelforderungen die Autonomie der Forschung gefährden –, sich dafür stark zu machen, dass man sie nicht nur kritisch, sondern dezidiert negativ und ablehnend bewertet – zum Beispiel immer dann, wenn es in der universitären Arbeit gilt, explizit oder implizit eine Bewertung von Drittmitteln vorzunehmen. Man denke an Berufungskommissionen. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Immer wieder stellt sich hier – zumeist in der ersten Sitzung der Kommission – die Frage, wie das Einwerben von Drittmitteln zu bewerten ist, welche Bedeutung man dieser Arbeit für die Beurteilung des Kandidaten geben möchte. Sollte es weiterhin in Berufungskommissionen Mitglieder geben, die Drittmittelerfolge wirklich als eine positive wissenschaftliche Leistung bewerten wollen, lautet die Position eindeutig: Ja, Drittmittel sollten selbstverständlich bewertet werden, allerdings negativ! Dass jemand wenig oder keine Drittmittel einholt, gilt es erst einmal als positives Zeichen dafür zu bewerten, dass jemand darauf achtet, nicht durch Fremdbestimmung die notwendige Zeit für die eigene Forschung, für die Lehre und die Betreuung von Studierenden zu verlieren. Diese Ansicht gilt es zu verteidigen, bis die *Isosthenie* wieder hergestellt ist, damit Kommissionen sich gegenüber Drittmitteleinwerbungen in wünschenswerter *Epoché* üben. Denn es ist fatal: Solange man sich bei der Bewertung als Mitglied der Kommission nur neutral verhält, werden Drittmitteleinwerbungen weiterhin als ein sicheres Indiz für Produktivität genommen; solange man sich hier auch nur tolerant verhält, werden Drittmitteleinwerbungen nicht als das gesehen, was sie immer häufiger sind, nämlich die unfreiwilligen Produkte von Kollegen, die durch ihre – oft prekäre – Situation an einer Universität mehr oder weniger stark dazu gezwungen werden konnten, sich an einer Aufgabe zu beteiligen, die keine genuin wissenschaftliche Aufgabe ist: die Sicherstellung der Finanzierung von Universitäten und des wissenschaftlichen Nachwuchses. Man muss davon ausgehen, dass manch ein Kanzler einer Universität in Berufungsverhandlungen ohne jedes schlechte Gewissen handelt, weil er überzeugt ist, dass er doch für die Philosophie etwas Gutes und Positives fordert, wenn er in den Leistungsvereinbarungen die Konzeption von Drittmittelprojekten festschreibt. Dieses gute Gewissen kann nur durch eindeutige Bewertungen aus dem Fach heraus genommen werden.

Lambert Wiesing ist Professor für Bildtheorie und Phänomenologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Phil

Thema:
Philosophie und
Drittmittel

Ein Weg zur Teamforschung

Drittmittel – Unterstützung oder Behinderung der philosophischen Forschung?

Prof. Dr. Albert Newen

An den meisten Universitäten in Deutschland sind Drittmittel mittlerweile eines der Bewertungskriterien für eine leistungsorientierte Mittelverteilung; zumindest aus der Perspektive der Universitätsleitungen ist das der goldene Maßstab. Ist dies berechtigt oder gereicht es den Geisteswissenschaften und insbesondere der Philosophie zum Nachteil? Hier streiten sich die Geister mit Extrempositionen: Da sich jeder mit seinem eigenen Thema um Drittmittel bewerben kann, ist es ein offener und fairer Wettbewerb, so dass es auch konsequent ist, die Leistungen in der Forschung nach diesem Kriterium zu beurteilen. Radikale Skeptiker meinen dagegen, Drittmittel-Forschung laufe nur marktschreierisch einem Zeitgeist hinterher, ziehe unnötig Zeit für Anträge, Betreuung von DoktorandInnen und für Verwaltung aus der Forschung ab und sei somit für die eigentliche philosophische Forschung überflüssig (für eine kritische Sichtweise vgl. Vogt 2014). Daher solle sie erst recht keinerlei Kriterium für die Leistungsfähigkeit in der Forschung darstellen.

Bevor wir uns diese Vorwürfe und Bedenken genauer anschauen, ist es jedoch hilfreich, zwei ganz unterschiedliche Arbeitsstile in den Geisteswissenschaften und auch in der philosophischen Forschung herauszustellen. Im Folgenden spreche ich nur noch über das Fach Philosophie, obwohl ich bisher keine so prinzipiellen Unterschiede zu den meisten anderen Geisteswissenschaften sehe, dass sich die Überlegungen nicht übertragen ließen.

Teamforschung oder Einzelforschung? – ein Frage des Themas und des Forschungsstils

In der Tradition des Faches steht das Bild vom einsamen Denker im Vordergrund. Ein Philosoph/eine Philosophin liebt gemäß der Bezeichnung die Wahrheit. Auf der Suche nach ihr entwickelt er bzw. sie eine Theorie, die in der Diskussion bestenfalls dialogisch geprüft, argumentativ geschärft, aber letztlich allein publiziert wird. Dieses Bild vom Einzelforscher trifft zweifelsohne immer noch auf die Mehrheit der PhilosophInnen in Deutschland zu, aber hierzu entwickelt sich mit zunehmender Bedeutung eine Alternative, nämlich Philosophie als Teamforschung. Philosophie ist demgemäß ein Gemeinschaftsunternehmen des Ringens mit einer gemeinsamen Forschungsfrage, die nicht einfach in klar separierte Teilfragen zerlegt und von Einzelpersonen bearbeitet werden kann; stattdessen ergeben sich oft überlappende, eng verflochtene Fragestellungen. Dabei ist eine Teamarbeit nur möglich, wenn man sich auf einen gemeinsamen Rahmen, ein Forschungsparadigma, verständigt, in dem spezifische Fragen beantwortet werden. Ich erlaube mir ein Beispiel aus der eigenen Praxis heranzuziehen: Fragen zur adäquaten Beschreibung menschlichen Selbstbewusstseins können von einem transzendentalphilosophischen Paradigma aus, aber auch von einem naturalistischen Paradigma aus bearbeitet werden (vgl. Newen/Vogeley 2008). Entscheidet man sich (mit Gründen) für ein naturalistisches Paradigma, dann ist es geboten, die relevanten empirischen Forschungen, vor allem aus Psychologie und Neurowissenschaften, als Adäquatheitsbedingungen in die Theoriebildungen einfließen zu lassen. Ein interdisziplinäres Unternehmen dieser Art ist jedoch von der Anlage her eine Herausforderung für ein Team: Man benötigt Vernetzungen mit Spezialisten aus Psychologie und Neurowissenschaften. Zugleich ist interdisziplinäre Forschung nur möglich, wenn alle Beteiligten die methodischen Grundlagen des jeweils anderen Faches beherrschen. Solche interdisziplinären Teams in allen Facetten mit der Philosophie als Kerndisziplin befruchten die gegenwärtige philosophische Forschung, also nicht nur Philosophie und Kognitions-

wissenschaften, sondern auch zum Beispiel Vernetzungen von Philosophie mit Logik und Mathematik, oder mit Ethik und Medizin. So entstehen fachliche Vernetzungen, in denen komplexe Forschungsfragen mit neuen Perspektiven bearbeitet werden können, die einem Einzelforscher in der Regel verschlossen bleiben. Man mag einwenden, dass vernetzte philosophische Forschung keine Erfindung der Gegenwart ist, sondern sich schon in den Gemeinschaftsprojekten der großen Enzyklopädien, philosophischen Lexika und Editionen (Projekten der wissenschaftlichen Akademien) finden; und das ist sehr zutreffend. Doch ist die philosophische Teamforschung, z.B. auch in Editionsprojekten, in der Gegenwart mehr denn je auf Drittmittel angewiesen. Und zudem setzt sich der Trend der Spezialisierung in allen Wissenschaften fort; davon bleibt die Philosophie, soweit sie als Wissenschaft betrieben wird, nicht ausgenommen. Entsprechend ergibt sich bei bestimmten philosophischen Forschungsfragen in Verbindung mit bestimmten Forschungsparadigmen fast zwangsläufig die Herausforderung, diese Fragen in einem interdisziplinären Team von Spezialisten zu beantworten, wobei jeder Spezialist ein gewisses Mindestmaß an Universalismus mitbringen muss, damit die Kommunikation funktioniert. Interdisziplinäre Teamforschung ist ein zentraler Teil der gegenwärtigen philosophischen Forschung geworden, was sich z.B. an der Zunahme von philosophischen Publikation mit mehr als einem Autor manifestiert. *Will man philosophische Teamforschung betreiben, so sind Drittmittel unverzichtbarer Bestandteil der Rahmenbedingungen, und drittmittelbasierte Forschung entwickelt sich (fast immer) in Richtung Teamforschung.*

Bewertung und Wirkung von Drittmittel-Forschung

Aber warum sollte man sich überhaupt auf Teamforschung einlassen? Ist sie nicht – wie angedeutet – mit erheblichen Nachteilen für die Forschung belastet? Verliert man nicht unnötig Zeit für Anträge, für Verwaltung und dann erst recht bei der Betreuung von DoktorandInnen? Wird man nicht einfach zum getriebenen Manager der Projekte? Lassen Sie mich diese Aspekte kurz beleuchten:

Entsteht beim Schreiben der Anträge ein Zeitverlust im Vergleich zur Einzelforschung? Das hängt davon ab, wie man es organisiert: Drittmittelanträge sind im Kern wissenschaftliche Darstellungen einer zentralen Forschungsfrage im Kontext des gegenwärtigen Forschungsstandes sowie die Beschreibung einer neuen Perspektive, die eine konkrete Arbeitshypothese als vorläufige Antwort erkennbar macht. So entfaltet, enthält die Ausarbeitung des Antrages meist schon die Substanz für einen philosophischen Aufsatz, in dem die vorläufige Antwort noch weiter entfaltet werden muss. Das Schreiben von Anträgen und das Verfassen von philosophischen Aufsätzen sind stark überlappende Tätigkeiten, meist fast ohne Zeitnachteil. Ein deutlicher Zeitnachteil entsteht erst bei größeren Anträgen für Verbundprojekte wie Forschergruppen oder Graduiertenkollegs, wenn man die Federführung übernimmt. Damit dies nicht zum Nachteil für die eigene Forschung gereicht, ist es für die Dauer der Antragsphase (in der Regel ein Semester) erforderlich, in der Lehre partiell entlastet zu werden (siehe: gute Rahmenbedingungen).

Verliert man aber nicht substantiell Zeit für die eigene Forschung, wenn man sich zur Betreuung der DoktorandInnen im Projekt verpflichtet? Zweifelsohne funktioniert Teamforschung nicht ohne intensive Betreuung von DoktorandInnen, aber gerade hier besteht die Chance einer neuen Symbiose von Dissertationsprojekten und eigener Forschung. Die Betreuungszeit ist nach einer intensiven Startphase von sechs Monaten eine Zeit des gemeinsamen Forschens mit DoktorandInnen für die restliche Dissertationszeit. Bei guter Konzeption gelingt es, mit jeder DoktorandIn mindestens einen gemeinsamen Aufsatz mit paritätischer Beteiligung zu verfassen. Aber heißt das nicht zwangsläufig, dass die Forschung auf das Niveau von Doktorarbeiten sinkt? Keineswegs: Es ist ohne weiteres möglich, mit DoktorandInnen systematisch Aufsätze in den besten philosophischen Fachzeitschriften zu veröffentlichen, gerade weil die Bearbeitung einer interdisziplinären Forschungsfrage eine Mischung aus Spezial- und Universalperspektive benötigt. Als Betreuer hat man im Laufe der Zeit nicht nur mehrere Spezialperspektiven, sondern auch eine Universalperspektive zur Verfügung und kann den/die DoktorandIn gezielt anleiten, eine Spezialperspektive intensiv zu studieren, die dann in einen Aufsatz einfließen und natürlich auch einen Baustein in einer Dissertation bilden kann. Eine derartige symbiotische Forschung ermöglicht gegenseitiges kritisches Lernen und ist auch eine gute Basis für die unweigerlich erfolgenden Schritte der selbständigen intellektuellen Absetzung des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Schlussphase der Dissertation und erst Recht auf Postdoc-Ebene. Für eine Teamforschung entsteht kein Zeitverlust, wenn man sich auf den neuen Forschungsstil einlässt; d.h., man veröffentlicht nicht nur als Einzelautor, sondern erarbeitet Forschungsergebnisse tatsächlich im interdiszipli-

nären Team mit KollegInnen auf allen akademischen Ebenen, vom Doktoranden über den Postdoc bis zum Professor. *Teamforschung als symbiotische Forschung ist mit Blick auf eine für kooperative Forschung geeignete Forschungsfrage produktiver als Einzelforschung.*

Die Bedingungen des Einzelforschers sind für einen Teamforscher nur in einer Phase effektiver, nämlich dann, wenn es darum geht, ein Buch zu verfassen, in dem die Forschungsergebnisse einer Dezennie in einem Zug in ein Gesamtbild entfaltet werden sollen. Dazu braucht man tatsächlich einfach Muße und Zurückgezogenheit. Aber als Teamforscher entwickelt man die Substanz für ein Buch zunächst über eine lange Phase der interdisziplinären Kooperationen und sucht sich dann eine überschaubare Phase des Rückzugs für eine integrative Theoriebildung, die in eine Monographie mündet. Interessanterweise ist ein solcher Rückzug in Deutschland für einen Philosophen bei den normalen Rahmenbedingungen der Universität, auch für den Einzelforscher, gar nicht mehr hinreichend möglich: Ein Forschungsfreisemester nach vier Jahren Lehre ist viel zu wenig, zumal die deutschen ProfessorInen doppelt so viel Lehrverpflichtungen haben wie die US-amerikanischen KollegInnen. Einer der wenigen Auswege sind hier Drittmittelanträge, die Forschungsfreisemester einschließen, z.B. ein Antrag für Drittmittel bei der VolkswagenStiftung unter dem Programm »Opus Magnum«, das eine Freistellung von der Lehre für bis zu drei Semester ermöglicht – mit der Auflage, ein Buch zu verfassen.

Zurück zum Alltag der Teamforschung: Wird sie nicht doch wesentlich behindert durch eine erhebliche Beschäftigung mit Verwaltungsaufgaben im Rahmen von

Auswahl, Einstellung und weiteren Personalformalia? Dies ist ein teilweise berechtigter Einwand, der stark von den Rahmenbedingungen an der jeweiligen Universität abhängt. Bei Standardanträgen der DFG, Thyssen Stiftung, Humboldt-Stiftung oder VolkswagenStiftung ist der Verwaltungsaufwand jedoch ohnehin recht überschaubar. Problematisch sind Drittmittelverwaltungen von EU-Projekten. Hier entsteht zunehmend eine Schieflage: Die Gelder für Drittmittel in Deutschland sind auf hohem Niveau im Großen und Ganzen stabil, während die EU-Gelder im neuen Rahmenprogramm deutlich aufgestockt wurden. Allerdings kennen sich die Universitätsverwaltungen in der Verwaltung von EU-Projekten bislang meist noch schlecht aus. Das kann für den Teamforscher ein echtes Abenteuer sein; ein konkreter Fall: Wie stellen Sie eine Inderin als Postdoc auf ein EU-Marie-Curie-Fellowship ein, die in Paris promoviert hat, von der Universität Kopenhagen nach Bochum kommen soll und dazu natürlich eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis benötigt? Daraus antizipiere ich eine weitere Forderung an die Universitäten: *Wenn diese eine drittmittelbasierte internationale Teamforschung in den Geisteswissenschaften entwickeln oder halten möchten, muss die zentrale Verwaltung der Hochschule sich als »Dienstleister« verstehen, der die Verwaltungsaufgaben stark unterstützt und weitgehend übernimmt, insbesondere bei EU- oder anderen internationalen Programmen.*

Ein Zwischenfazit in Bezug auf die vermeintlich zentralen Nachteile der Drittmittel-Forschung lautet: Wenn man mit Hilfe einer zentralen Hochschulverwaltung die administrativen Aufgaben weitgehend auslagern kann, dann winkt als Gegenleistung für ein zeitliches Engagement in Sachen Antragstellung und Mitarbeiterbetreuung *eine große Chance für kooperative Forschung mit neuen Perspektiven und interdisziplinärer Bereicherung, die der Einzelforschung (fast immer) verschlossen bleibt.*

Darüber hinaus gibt es unmittelbare Vorteile der Teamforschung. Sie bietet die Chance, NachwuchswissenschaftlerInnen, aber sogar je nach Ausbildungsstufe auch schon begabte Masterstudierende intensiv in ein größeres Forschungsunterfangen einzubinden, wobei davon bei geeigneter Struktur alle profitieren können: früher Einstieg in die Forschung, rasche erste Mitwirkung an Publikationen und natürlich auch die Möglichkeit, mit Einzelpublikationen ein selbständiges Profil aufzubauen. Vielleicht der wichtigste Vorteil besteht darin, dass das Fach Philosophie den über Jahrzehnte systematisch ausgedünnten Mittelbau (DoktorandInnen und Postdocs) auf diese Weise zumindest ein wenig kompensieren und eine bessere Basis für den wissenschaftlichen Nachwuchs entwickeln kann. Sodann geht mit der Teamforschung in der Regel eine höhere Sichtbarkeit eines Forschungsbereiches einher, die auch den NachwuchswissenschaftlerInnen zugute kommt. Drittmittelanträge bei den großen deutschen Wisssenschaftsorganisationen oder -stiftungen unterliegen einem strengen Begutachtungsverfahren und sind somit bei Bewilligung auch als qualitativ hochwertig ausgewiesen. Oft braucht es einen langen Atem, um ein Projekt schließlich über die Hürde der Begutachtung zu hieven. Erfolgreiche Anträge bieten darüber hinaus die Möglichkeit, Innovationen und Strukturveränderungen in der Universität zu beschleunigen, z.B. durch die erfolgreiche Einrichtung von Heisenberg-, Humboldt- oder Lichtenberg-Professuren, aber auch durch Nachwuchsgruppen auf allen Ebenen (Emmy-Noether-Gruppen, Dilthey-Fellowprogramm etc.). Diese innovativen Strukturen eröffnen dem wissenschaftlichen Nachwuchs auch neue Karrierewege, die eine größere Unabhängigkeit von einem Lehrstuhl mit sich bringen, als es bei der klassischen Assistentenkarriere noch der Fall ist: denn Drittmittelanträge können zunehmend von Postdocs selbst gestellt werden, und damit geht die Möglichkeit der frühen inhaltlichen Profilbildung einher, die über eine Juniorprofessur, auch ohne Habilitation, in eine Dauerstelle des Faches Philosophie führen kann. Eine Vielzahl von Karrierewegen ist ein Gewinn für das Fach, solange die Qualitätsauswahl dabei gesichert ist, und eine solche ist ja gerade in dem Begutachtungssystem für Anträge angelegt. *Zentrale Vorteile der Teamforschung mit Drittmitteln bestehen in einer frühen Integration des Nachwuchses in alle Facetten der Forschung auf dem Weg zur Selbstständigkeit, in der Möglichkeit, überhaupt Nachwuchsförderung in hinreichendem Maße zu betreiben und schließlich in der Eröffnung neuer Karrierewege für den Nachwuchs. Sodann ist es die Methode der Wahl, wenn man eine größere Forschungsfrage bzw. ein ganzes Forschungsparadigma auf seine Tragfähigkeit und Grenzen hin untersuchen möchte.*

Pluralität der Forschungsförderung – ein großes Glück der deutschen Forschungslandschaft

Es gibt – zumindest meines Wissens – kein Land mit einer solchen Vielfalt in der Forschungsförderung, wie sie in der deutschen Wissenschaft zur Verfügung steht. Dies ist ein großes Glück, und diese Vielfalt kann und sollte auch von der Philosophie genutzt werden. Drittmittelforschung besteht eben nicht nur im klassi-

schen Beihilfeantrag bei der DFG oder der Thyssen Stiftung oder in den größeren Unternehmen der Graduiertenkollegs oder einer Forschergruppe, sondern in vielen anderen Ausprägungen, z.B. innovative Projekte für JungwissenschaftlerInnen bei der VolkswagenStiftung (»Freigeist-Programm«) oder auch für Etablierte (»Offen für Neues«). Man kann seine Forschung beispielsweise durch gezielt eingeworbene ausländische Gäste bereichern, die am selben Thema forschen: durch Nominierungen bei der Humboldt-Stiftung, die ebenfalls alle Ebenen der Forschung vom Postdoc-Stipendium bis zum Humboldt-Forschungspreis bedient. Workshops oder Sommerschulen werden von sehr vielen Stiftungen unterstützt. Reisestipendien für eigene Forschungen im Ausland eröffnet insbesondere der DAAD. Die wissenschaftlichen Akademien fördern vor allem Editionen von wichtigen Nachlässen. Schließlich sind in der letzten Dekade EU-Anträge auf Verbundebene, aber auch für die Einzelperson (ERC-Grants) mit erheblichen Mitteln dazu gekommen. Und damit sind nur die wichtigsten Bausteine eines facettenreichen Mosaiks der Forschungsförderung benannt.

Gute Rahmenbedingungen für drittmittelbasierte Forschung

Sollten wir nicht einfach frohlocken und alle eine drittmittelbasierte Forschung anstreben? Sicher nicht. Bei weitem nicht jede Forschungsfrage eignet sich, um in Form einer Teamforschung umgesetzt zu werden; aber vermutlich doch mehr als man auf den ersten Blick ersichtlich, und zwar gerade wegen der Vielzahl der Förderungsmöglichkeiten. Sodann ist es letztlich aber eine Frage des persönlichen Arbeitsstils. Wie erreicht man das zentrale Ziel am besten, nämlich eine hochwertige Publikation einer philosophischen Theorie als Antwort auf eine zentrale Forschungsfrage? Dies kann nur jede WissenschaftlerIn für sich selbst entscheiden. Die eine arbeitet effektiver als Einzelforscherin, der andere kann seine Forschungen effektiver in der Teamforschung umsetzen. Neben Effektivität geht es dabei aber auch einfach um Begeisterung für die Forschung, und dazu muss man geeignete Rahmenbedingungen schaffen. Auch hier sollte eine Universität eine Pluralität der Möglichkeiten für die Geisteswissenschaften eröffnen, wobei die Frage, ob eine hochwertige Qualität der Forschung erreicht wird, sich stets erst durch eine Vielzahl von Bewertungskriterien feststellen lässt (siehe »Empfehlungen zur vergleichenden Forschungsbewertung in den Geisteswissenschaften« des Wissenschaftsrates).

Wenn man sich jedoch für eine drittmittelbasierte Forschung entscheidet, ist es wichtig, dass die Wissenschaftsorganisationen, die Universitäten und die Fakultäten gute Rahmenbedingungen bieten:

- Drittmitteleinwerbungen einer Universität sollten mit einer Verbesserung der Grundausstattung für die Universität einhergehen, so dass drittmittelintensive Bereiche entsprechend in der Durchführung der Lehre unterstützt werden könnten.
- Die Verwaltungen sollten sich als systematische Unterstützer der Administration von Teamforschung verstehen und ihre Kompetenzen ausbauen.
- Bei der Durchführung von größeren Verbundprojekten sollte eine moderate Verringerung der Lehrverpflichtungen gerade in den Geisteswissenschaften schon bei der Antragstellung von den Förderern eingefordert werden. Die Gefahr, ansonsten durch die Aufgaben von der eigenen Forschungsmitwirkung abgehalten zu werden, wurde bereits angesprochen.
- Für die MitarbeiterInnen in den Drittmittelprojekten muss es eine neue Verständigung darüber geben, wie eine gute Verbindung zwischen den strukturell notwendigen Zeitverträgen der befristeten Projekte einerseits und einer planbaren Karriere andererseits erreicht werden kann. Wir benötigen einen Mittelweg zwischen dem unzumutbaren Rotieren von einer Halbjahresstelle zur nächsten und den jüngsten Erwägungen im Kontext des Schlagwortes „Gute Arbeit“, alle Mittelbaustellen auf Lebenszeit zu vergeben.

Ein kurzes Schlusswort: Ob Einzelforschung oder Teamforschung die präferierte Arbeitsweise ist, das Fach Philosophie (wie alle Geisteswissenschaften) in Deutschland leidet strukturell vor allem an einer zu hohen Lehrbelastung für ProfessorInnen (in den USA ist der Standard zwei Lehrveranstaltungen pro Semester, bei uns sind es vier) sowie an dem über Jahrzehnte systematisch ausgedünnten Mittelbau in Form von Landesstellen. Hochwertige Forschung ist daher gegenwärtig in Deutschland so oder so fast nur bei systematischer Selbstausbeutung möglich.

Albert Newen ist Professor für Philosophie mit Schwerpunkt auf Philosophie des Geistes an der Ruhr-Universität Bochum.

Literatur

Newen, A., u. Vogeley, K. (2008): Grundlegende Paradigmen in der Philosophie des Geistes. In: Spät, P. (Hg.): Zur Zukunft der Philosophie des Geistes. Pa-

Für wen edieren wir?

Vermitteln, Benutzen, Lesen – Die Tagung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen in Marbach

Prof. Dr. Marc-Aeilko Aris

Vom 7. bis 9. Oktober versammelten sich insgesamt 41 Editorinnen und Editoren sowie an philosophischen Editionen interessierte Kolleginnen und Kollegen zur turnusgemäß alle fünf Jahre stattfindenden Tagung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen. Sie stand unter dem Thema »Editionen: Vermitteln, Benutzen, Lesen« und hatte die Absicht, Rezeptionsmöglichkeiten und -hindernisse wissenschaftlicher Editionen in philosophischer Forschung und Lehre zu problematisieren. Zugleich sollte der Wandel im Rezeptionsverhalten von Druckausgaben edierter Texte auf dem Hintergrund eines breiter werdenden digitalen Angebotes in seinen Konsequenzen für die editorische Praxis bedacht werden. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer diskutierten die Fragestellung anhand von sieben Fachvorträgen, die sich unmittelbar auf einzelne Editionsprojekte bezogen. Eine Podiumsdiskussion, in der auch besonders Anregungen aus der Arbeitsgemeinschaft germanistischer Editionen aufgenommen wurden, ergänzte das umfassende Bild des Themenkreises ebenso wie das eindringliche Gespräch mit dem Cheflektor des Meiner-Verlages, Marcel Simon-Gadhof, das dieser mit einem instruktiven Impulsvortrag einleitete.

In seinen einleitenden Bemerkungen ging Marc-Aeilko Aris unter dem Titel »Für wen edieren wir?« nicht nur der Frage nach dem möglichen Zielpublikum philosophischer Editionen nach, sondern problematisierte insbesondere die den Druckausgaben zugrundeliegende Datenstruktur, die nur in den seltensten Fällen so transparent ist, dass die Daten auf lange Sicht hin gesichert und entsprechend der spezifischen Bedürfnisse ihrer Nutzer verarbeitet werden können. Dem schon eingetretenen Wandel des Zielpublikums vom Leser zum »User« wird dadurch nur unangemessen entsprochen.

Pointiert und kontrovers griff die Podiumsdiskussion diese grundsätzliche Frage auf. An ihr nahmen als Gesprächspartner Eckhart Holzboog (Stuttgart), Wilhelm Jacobs (München), Stefan Meier-Oeser (Münster), Bodo Plachta (Amsterdam/Münster) und Roland Reuß (Heidelberg) teil. Eindringlich appellierten die Kollegen aus der Germanistik an die Editorinnen und Editoren der philosophischen Zunft, philologische Qualitätsansprüche auch im Fachdiskurs zu vertreten und ihre Einhaltung sowohl gegenüber Verlagen also auch gegenüber den Fachkolleginnen und -kollegen einzufordern. Nur ein hoher, einmütig vertretener Standard in der Textherstellung könne auch die Qualität der Textrezeption fördern. Dies gelte umso mehr, als veränderte Formen des Unterrichts sowie die niederschwellige digitale Zugänglichkeit von Texten die Gefahren einer ungenauen, oberflächlichen Lektüre nährten. Editorinnen und Editoren seien daher dazu aufgerufen, mit den Texten, die sie herausgeben, zugleich gezielt die Lesekompetenz des philosophischen Publikums fördern zu helfen. Die klar zu unterscheidenden Bedürfnisse und Kompetenzen von Lesern und Nutzern müssten hierbei mit spezifischen Editionstypen differenziert beantwortet werden.

Die in der Podiumsdiskussion eindringlich diskutierten Fragen wurden anhand der folgenden Vorträge vertieft. Dabei wurde vor allem die Frage danach diskutiert, wie Langfristvorhaben, möglicherweise in Spannung zu ihrer ursprünglichen Konzeption, den veränderten Bedürfnissen von Lesern des 21. Jahrhunderts begegnen können. Auch die Bedeutung der Mitbestimmung von Textherstellungsprozessen durch meist implizite Vorentscheidungen der Editorinnen und Editoren erwies sich im Fortgang der Tagung als eine immer wieder zu reflektierende Problemstellung.

Andreas Arndt skizzierte die Neukonzeption der nächsten Förderphase der Schleiermacher-Edition an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die Schleiermachers Vorlesungen im Vorfeld der Berliner Universitätsgründung, aber auch seine Korrespondenz sowie die Einträge im Tageskalender umfasst. Überzeugend begründete Arndt die konzeptionelle Entscheidung, eine bewusst leserfreundlich gehaltene Edition zu erstellen, mit der Notwendigkeit, den Schriftenverbund der anstehenden Förderphase gerade auch in seiner biographischen Vernetzung sichtbar zu machen. Diesem Ziel entsprechend strebt die Schleiermacher-Forschungsstelle der BBAW ebenfalls eine begleitende Online-Publikation des Tageskalenders an.

Loris Sturlese thematisierte im Blick auf die Geschichte der Meister-Eckhart-Edition, wie die Editionsergebnisse fortlaufend den Arbeitsprozess beeinflussten und so das ursprüngliche Paradigma der Edition im Laufe der wissenschaftlichen Arbeit vollständig veränderten. Dieser Wandel der Edition macht sich vor allem beim Erstellen des Gesamtregisters bemerkbar, das Sturlese in seiner Konzeption anhand einiger Beispiele vorstellte und so eindrücklich die genuine Forschungsleistung aufzeigen konnte, die ein kommentiertes Register erst möglich macht.

Philipp Schwab erörterte in seinem Vortrag zur Freiburger Edition der Erlanger Predigten Schellings die Herausforderung, die sich für eine Edition von Vorlesungsnachschriften dann ergibt, wenn ein zum Teil nur in Stichworten verfasstes Vorlesungsmanuskript des Autors existiert. Schwab skizzierte, welche Lösung in der Druckausgabe für diese Herausforderung gefunden wurde: Durch Erstellung einer zweibändigen, synoptischen Ausgabe soll sowohl die Publikation eines historisch authentischen Textes gewährleistet als auch dem Bedürfnis nach einem nachvollziehbar strukturierten, ausgearbeiteten Vorlesungstext begegnet werden. Abschließend wies er darauf hin, dass zusätzlich zur Druckausgabe eine digitale Edition sinnvoll scheint.

Christian Erbacher arbeitete in einer präzisen historischen Analyse heraus, wie die Interessen und Absichten der Schüler und Nachlassverwalter von Ludwig Wittgenstein deren Editionen seiner Werke prägten. In einer wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive machte er deutlich, dass diese frühen, durch ihre breite Wirkung ausgezeichneten Fassungen der Texte neben einer historisch rekonstruierenden Edition des handschriftlichen Nachlasses Wittgensteins weiter von Bedeutung bleiben. Eine digitale Edition wird sich sowohl an diesen »Editionsgeschichten« orientieren müssen als auch das Interesse verfolgen, möglichst langfristig technologieunabhängig nutzbar zu sein.

Einen ebenfalls editionsgeschichtlichen Ansatz verfolgte Johnny Kondrup, der prägnant die drei bisher vorgelegten Editionen von Sören Kierkegaard beschrieb und damit ihre jeweils zugrundeliegenden Zielsetzungen herausarbeitete. War die erste, noch im 19. Jahrhundert abgeschlossene Edition biographisch angelegt, versuchte die zweite Edition das Werk Kierkegaards unter systematischen Gesichtspunkten zu erschließen. Beide Editionen griffen ihrer Zielsetzung folgend stark in das Nachlassmaterial ein. Umso dringlicher wurde Ende des 20. Jahrhunderts der Wunsch nach einer dritten archivalisch orientierten Ausgabe, in der die Texte Kierkegaards in der Fassung zur Verfügung gestellt werden, die sie bei seinem Tod hatten. Die 2013 abgeschlossene Edition wird durch eine elektronisch gestützte Ausgabe ergänzt. Die digitale Edition der Nachlasstexte, aus der Johnny Kondrup einige Beispiele vorführte, unterscheidet genetisch zwischen den verschiedenen Ebenen des Textes und seiner Kommentierung, und bietet immer dort Zugriffsmöglichkeiten auf das Digitalisat des Originals, wo der Befund für den Leser unmittelbar nachprüfbar bleiben muss. Damit ist ein hohes Maß an editorischer Transparenz erreicht und zugleich eine Anordnung des Materials gefunden, die für weitere Forschungen einladend wirkt.

Zwei Vorträge widmeten sich in der letzten Sektion der Tagung gezielt derjenigen Vermittlungsform editionswissenschaftlicher Forschung, die durch die Übersetzung des jeweiligen Textes in eine andere Sprache geschieht. Rolf Schönberger stellte am Beispiel der *Quaestiones disputatae* des Thomas von Aquin und der Auseinandersetzung mit der schon vorliegenden Teilübersetzung des Textes durch Edith Stein die Herausforderung für eine moderne vollständige Übersetzung dar. Diese muss zugleich mehrere Bedingungen erfüllen: Sie muss den Text adäquat verständlich machen sowie zusätzlich die Informationen vermitteln, derer der Leser bei zunehmender Unvertrautheit mit scholastischer Terminologie bedarf. Schönberger konnte deutlich machen, in welchem Maße die Übersetzungsleistung einen genuinen wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt ermöglicht.

Marco Rampazzo Bazzan diskutierte auf dem Hintergrund einer differenziert ausgebreiteten Editionsgeschichte die Herausforderung, die auch in deutscher Sprache nicht leicht zugängliche Rechtslehre Johann Gottlieb Fichtes in die italienische Sprache zu übersetzen. Für die gut etablierte italienische Fichte-Forschung, die sich jeweils auf den deutschen Originaltext bezieht, wird damit ein Angebot bereitgehalten, sich eines gemeinsamen, übereinstimmenden Verständnisses des Textes zu versichern.

Im Rahmen der Marbacher Tagung fand die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen statt, auf der einstimmig Prof Dr. Gerald Hartung (Wuppertal) zum neuen Sprecher der Gemeinschaft gewählt wurde.

Marc-Aeilko Aris ist scheidender Sprecher der Arbeitsgemeinschaft und Professor für Lateinische Philologie des Mittelalters an der Ludwig-Maximilians-Universität München.